

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Großer Volkskalender des Lahrer hinkenden Boten

Karlsruhe, Im Digitalisierungsprozess: 1882-1942

Des hinkenden Boten Standrede über das Leben unserer ältesten
Vorfahren nach Funden, Ausgrabungen und geschichtlichen
Ueberlieferungen

urn:nbn:de:bsz:31-62042

Des Hinkenden Boten Standrede über das Leben unserer ältesten Vorfahren nach Funden, Ausgrabungen und geschichtlichen Ueberlieferungen.



An den Stammtischen, die überall im deutschen Land zu finden sind, wo Männer nach des Tages Arbeit gern etwas Vernünftiges reden oder anhören, werden manchmal die seltsamsten Dinge verhandelt, denn worauf kommt man nicht zu sprechen im Lauf eines Abends, und wenn einem ein Glas Wein die Gedanken und die Sprache löst? Im „Goldenen Löwen“ aber gab es sich dieses Jahr, als der Hinkende dort einkehrte, daß man auf eine gute Sache zu sprechen kam, über die man sonst noch nie an des Löwenwirts rundem Tisch ein Wörtlein verloren hatte, für die aber nun zu des Hinkenden Freude sich sofort eine allgemeine Teilnahme zeigte.

Nun, mancher freundliche Leser und viele geneigte Leserinnen, die oben die Ueberschrift der Standrede angeschaut, und die dieses Kapitel des Kalenders begonnen haben mit gutem Willen, aber zunächst noch etwas zerstreut, werden etwas mißtrauisch fragen: soll es darauf hinaus, daß wir aufgewärmt wieder vorgeseht bekommen, was wir einst in der Schule im Geschichtsunterricht von den alten Deutschen gehört haben?

Aber halt! Es handelt sich ja gar nicht um solchen Schulkrum, an den mancher Leser vielleicht darum nicht gern erinnert sein will, weil ihm gewisse Sünden

und Schwachheiten aus der Schulzeit einfallen —, sondern es ist eigentlich eine neue Entdeckung, die man an jenem Abend im „Löwen“ gemacht hat!

Und das kam so: der Schneidernaz, den man oft schon scherzhafterweise den „Agrarier“ genannt hatte, weil er einen kleinen landwirtschaftlichen Grundbesitz sein eigen nannte, der Schneidernaz also, zog aus seiner Rocktasche ein in Papier eingewickeltet schweres Etwas heraus und legte es auf den Tisch.

„Ja, das ist etwas Besonderes, Hinkender, da werdet Ihr staunen!“ sagte er. Er enthüllte aus dem Papier die Klinge einer Axt, die eine ungewöhnliche Form hatte und etwas abgenutzt und ein wenig angerostet aussah, aber doch nichts so hervorragend Merkwürdiges war, wie man es nach seiner Ankündigung erwartet hatte. Verwundert schauten die Stammgäste des Löwenwirts auf das unansehnliche Eisenstück. Der Hinkende wog es in der Hand, betrachtete es durch sein Vergrößerungsglas, und sagte: „Das sieht aus wie eine Streitaxt aus dem frühesten Mittelalter. Haben das die Herren vielleicht ausgegraben draußen auf Euerem Acker beim Heidenweg?“

„Hinkender, Ihr seid wie immer der Sach' auf der Spur!“ erklärte der Schneidernaz. „Vor ein paar Jahren schon hat ein Knecht das Ding draußen auf dem Acker gefunden, wo jetzt ausgegraben wird. Wir haben einen Stiel hineingesteckt und mit dem Beil noch manche grobe Arbeit verrichten können. Die Schneide hier ist nicht nachgeschliffen; sie hat vom Rost fast nicht gelitten. Und doch ist das Stück Eisen gut schon anderthalbtausend Jahr alt!“

„Anderthalb Jahrtausende?“ warf der Bachhuber ein. „Dann wär das eine Axt aus dem fünften Jahrhundert nach Christi Geburt! Das ist aber kaum zu glauben. Das Ding müßt' ja schon lang vom Rost aufgefressen sein . . .“

Diesem Einwurf stimmten die meisten Gäste der Tafelrunde durch Kopfnicken zu, der Schneidernaz aber erklärte: „Ja, das hab' ich zuerst auch gedacht. Aber einer der Herren, die draußen die Ausgrabungen leiten, hat mich anders belehrt. Das ist ein anderes Eisen als das, was wir heute haben, eine bessere Sorte, mit Holzkohlen hergestellt und handgeschmiedet. Das hat die Jahrhunderte hindurch nur wenig Kost angelegt. Unsere Axtte oder Werkzeuge wären schon in der halben Zeit vollständig zerstört, besonders die ganz billige Fabrikware . . .“

Der Schmiedzaver hatte während dieser Rede die Axt zur Hand genommen und aufmerksam betrachtet. Er sagte lachend: „Ja, Handarbeit ist immer noch am dauerhaftesten!“ Dann erklärte er in ruhigem sachmännisch urteilendem Ton: „Eine merkwürdige Form hat die Axt. Es sieht fast aus, als wär' sie nicht zum Holzspalten gemacht. Eher zum Schädelspalten . . .“

„Stimmt!“ bemerkte der Sinkende lebhaft zustimmend. „Das ist eine alte germanische Streitaxt. Man sieht es schon an der breiten Schneide. Sie ist aus einer Kriegswaffe nach über 15 Jahrhunderten zu einem Hausgerät geworden! Das ist kurios, aber bei den Ausgrabungen dort draußen habt ihr euch wohl manchmal wundern müssen?“

Da nickte der Bachhuber, strahlend vor Klugheit und Besserwissen, über den Tisch dem Bürgermeister zu: „Ja, es hat lang gedauert, bis die Leut' begriffen haben, warum draußen am Heidenweg jetzt gegraben wird, wo man doch nur alte Knochen, rostiges und grüspaniges Zeug dort findet, aber keine Dukaten und alte Goldstücke. Zuerst hab' ich die Graberei auch kurios gefunden und hab' gedacht, das wär' etwas, das nur die Professoren und Gelehrten angeht, aber dann hab' ich mir die Geschichte angeschaut, und einer der Herren hat mir manches erzählt von dem Leben der Leute, die vor langer Zeit in unserer Gegend wohnten. Das ist so wichtig und merkwürdig, daß ich mein', wir sollten uns freuen, daß wir so etwas in unserem Gemeindebezirk haben . . .“

„Da habt Ihr recht, Bachhuber!“ rief

ihm der Sinkende zu. Ueberall, wo man solche Dinge aus der Zeit der alten Germanen findet, bekommen die Leute einen Mordsrespekt vor den Menschen, die früher da gewohnt haben. Daß das tüchtige Kerle waren, kann man schon aus dieser Streitaxt sehen!“

Der Wagnerkarle, der, hinter dem Sinkenden stehend, eine Weile zugehört hatte, klopfte dem Boten auf die Schulter und sagte: „Jetzt muß ich mal' dumm fragen: steht denn das nicht in den Büchern, wie die Leut' ausgesehen haben Anno 500? Es wird doch aufgeschrieben worden sein? Man weiß doch auch von den alten Griechen und von den Aegyptern, wie sie gelehrt haben — sogar 2000 Jahr vor Christi Geburt.“

„Natürlich“, entgegnete der Sinkende, „es ist auch über die alten Deutschen allenthalben aufgeschrieben worden, und das kann man jetzt in Büchern lesen. Ein Aber ist jedoch dabei. Nämlich die Leute, die aufgeschrieben haben, wie es vor bald 2000 Jahren bei uns ausgesehen hat, waren Ausländer, ja sogar Feinde des germanischen Volkes, nämlich Römer. Unsere Vorfahren waren tüchtige und sicher auch kluge Menschen, aber die Kunst des Schreibens war ihnen noch unbekannt. Darum stammt alles, was über sie aufgeschrieben wurde, von Fremden, und es ist ganz klar, daß da manches nicht stimmen wird. Aber es ist sehr interessant zu lesen, was so ein Römer vor bald 2000 Jahren über unsere Landsleut' geschrieben hat. Vielleicht kauft einer von euch das Buch, das der Römer Tacitus über die Germanen geschrieben hat. Der Herr Pfarrer oder der Herr Lehrer kann es euch auch einmal leihen für ein paar Winterabende. Obwohl es von einem Fremden, von einem Manne, der die Germanen nicht liebte, geschrieben wurde, kann man doch sagen, daß dies Buch dem germanischen Volk ein sehr ehrenvolles Zeugnis ausstellt. Ja, der Herr Prätor Tacitus — heute würde man ihn vielleicht Justizrat nennen — stellte unsere Vorfahren den im Großstadtleben schon versumpften Römern als Vorbild hin. Er rühmt die unverdorbenen Germanen, ihren mächtigen Wuchs, ihre trohigen blauen

Augen, ihre goldblonden Haare, ihre kriegerische Tüchtigkeit beim Sturmangriff. Und dem läppigen, verwöhnten und in manchen Lastern verbluderten römischen Weibervolk hält er die Reinheit und Sittsamkeit der germanischen Frauen vor Augen. In Germanien hatten die Frauen ja ein hohes Ansehen, man erblickte in ihnen oft sogar etwas Heiliges und traute ihnen zu, daß sie die Zukunft voraussagen könnten. Die römischen Dämchen werden auch gestaunt haben, wenn sie lasen, daß die Germanenfrauen sich oft in das Kampfgetümmel der Schlacht wagten und die wankenden oder weichenden Reihen der Männer durch Zurufe zum Stehen brachten.

Von dem, was in dem Büchlein des Herrn Tacitus steht, ist am bekanntesten die böse Bemerkung, daß die Germanen gern faul auf der Bärenhaut lagen, oft und reichlich tranken, und daß sie dem Glücksspiel und der Rauferei sich hingaben. Sicherlich sind damit Fehler des germanischen Volkes berührt, von denen sich einige bis auf heute vererbt haben — aber welches Volk hat denn keine? — Es ist jedoch töricht, wenn man aus der ganzen Schrift des alten Römers nur diese Dinge anführt, und dabei gar nicht bedenkt, daß zum Beispiel die angebliche Langschläferei unserer Vorfahren nur einem Mann aus dem Süden merkwürdig erscheinen mußte, wo man schon vor Sonnenaufgang aufzustehen pflegte, weil das wärmere Klima es erforderte. Der Vorwurf der häufig vorkommenden Trunksucht ist sicher auch sehr übertrieben. Aber es ist wohl ein Körnchen Wahrheit darin, wenn der römische Geschichtsschreiber erzählt, daß man damals alle wichtigen Angelegenheiten meist beim Becher beraten hat, zum Beispiel die Wahl der Anführer, der Abschluß von Eheverbindungen, ja sogar Beratungen über Krieg und Frieden. Das kam dem Herrn Tacitus kurios vor, weil er so etwas in seinem Land nicht kannte. Der Hinkende aber findet das so schlimm nicht, und unser lieber Gastgeber, der Löwenwirt, wird mir gewiß beistimmen, denn im „Löwen“ kommen oft deutsche

Männer zusammen, um bei einem Glas Bier oder einem Schoppen Wein sich auszusprechen über die Angelegenheiten, die sie bewegen.“

„Wie ist das gewesen, bei den alten Germanen?“ fragte der Wagnerkarle. „Haben die wirklich nicht schreiben und



Wir haben einen Stiel hineingesteckt.

lesen können? Ich mein' aber, daß ich schon gehört habe von merkwürdigen Schriftzeichen aus lauter geraden, eckigen und zackigen Strichen — war das nicht die Schrift der Germanen?“

„Ihr meint die Runen, Wagnerkarle, und Ihr habt recht“, sagte der Hinkende. „Schon im ersten Jahrhundert nach Christus oder auch früher kamen bei den Germanen die Runen auf. Aber, wenn das auch eine richtige Schrift war, so schrieben die Germanen doch damit nicht ihre Geschichte auf, auch nicht ihre Lieder und Heldengeschichten. Das alles lebte unaufgeschrieben im Gedächtnis des Volkes weiter. Die Runen wurden in Holz geschnitten, daraus erklärt sich auch ihre zack-

fige Form, weil rund. Schriftzeichen das rasche Einkerbten schwieriger gemacht hätten. Die Runen waren mehr als nur ein Mittel, um Worte oder Sätze festzuhalten. Sie waren zugleich auch Zauberzeichen und dienten als Orakel. Uebrigens kann man das Hakenkreuz, das uralte arische Heilszeichen auch als Rune ansehen, und das Zeichen, das unser Jungvolk auf Fahnen, Wimpeln, Koppelschlössern trägt, ist eine Rune, und zwar die Rune „S“. Sie wird Sieg-Rune genannt. Das Hakenkreuz und allerhand Runenzeichen sind auf vielen Fundstücken aus vorgehichtlicher Zeit zu sehen. Die Inschriften hat man enträtselt, es sind meist Namen oder Zauberprüche.“

„Zauberprüche?“ warf der Wagnerkarle ein, „hat es solche Sachen damals gegeben? Ich hab' gemeint, die Germanen hätten ihre Religion gehabt, eine heidnische freilich, aber eine klare und saubere . . .“

„Das ist richtig, was Ihr sagt, Wagnerkarle, aber Zauberprüche, die bei uns ein Kennzeichen für den finstersten Aberglauben sind, waren damals eine ernste und natürliche Sache. Aus dem Glauben an böse Geister, und aus dem Nachsinnen über den Tod und über die Verstorbenen hat sich ja der germanische Götterglaube entwickelt. Unsere Vorfahren glaubten an den Allvater Wotan, der über alle Rätsel der Welt und des Lebens nachgrübelt, der Begeisterung weckt, und den Kämpfenden den Sieg verleiht. Seine Töchter, die Walküren, holen die Gefallenen vom Schlachtfeld. Im Blitz und Donner erkannten die Alten den hammerwerfenden Donnergott Donar. Der Gott Ziu oder Tiu war der Kriegsgott der Germanen. Der Donnerstag und der Dienstag (der in der Südwestecke Deutschlands Zistig = Zius Tag heißt) erinnern heute noch an diese germanischen Gottheiten. Im Norden Germaniens, in Skandinavien und Island, sind viele schöne Geschichten aus der Götterwelt unserer Vorfahren überliefert. Es sind die Sagen von der Welterschöpfung, von den Taten und Abenteuern der Götter und vom Weltuntergang. Das ist geistiges Erbgut unserer Ahnen. Da-

von sollte jeder etwas wissen, und es wäre doch kurios, wenn unser Christentum gefährdet würde, weil wir heute lesen oder hören, was für eine Vorstellung sich unsere Ahnen von den jenseitigen Dingen machten in einer Zeit, da das Christentum ihnen noch unbekannt war. Hat der lebendige Christenglaube etwa dadurch Schaden gelitten, daß man in Deutschland seit Jahrhunderten die Göttergeschichten der Griechen und Römer gelesen, studiert und in Dichtungen und Bildwerken dargestellt hat? Nein, niemand ist dadurch ins Heidentum zurückgefallen. Aber viel näher liegen uns doch die alten Germanen mit ihren Geschichten von den Kämpfen ihrer gewaltigen Götter, ihren rührenden Sagen von Riesen, Zwergen, Elfen und Naturgeistern! Das ist eine Welt, anders als die der Märchen, aber doch verwandt mit ihr, und wer einmal in die Schatzkammer der Väter sage eingedrungen ist, der weiß, daß es an den langen Winterabenden nichts Packenderes und Erbaulicheres zu lesen gibt als diese Geschichten.

Lustige Schwänke, aber auch ernste und gewaltige Kämpfe stehen in dem Sagenbuche, das die Göttergeschichten unserer nordgermanischen Vorfahren berichtet. Es ist schade, daß wir von unseren eigentlichen Ahnen, den einstigen Bewohnern unseres jetzigen Deutschlands, nichts derartiges wissen. Wohl hat Karl der Große alles gesammelt, was an Liedern, Erzählungen, Sagen im Volk zu seiner Zeit (Anno 800) noch lebendig war; aber sein Sohn Ludwig vernichtete diese unschätzbaren Werte. Wenn ihr diese Gestalten heute *leibhaftig* sehen wollt, den Wodan, Donar, den teuflischen Loki, die Riesen, und sogar die von ihnen für Wodan erbaute Götterburg Walhall, dann geht einmal in der Stadt drinnen ins Theater, wenn der „Ring des Nibelungen“ von Richard Wagner gespielt wird. Es sind vier gewaltige Theaterstücke mit einer herrlichen Musik. Im letzten Stück erlebt ihr dann noch den Weltuntergang mit, die Götterdämmerung, wie die Alten sagten. Da werdet ihr sicher hohe Achtung bekommen vor den Leuten, die solche Geschichten sich ausdachten, und solche gewaltigen Gestalten verehrten.“

Der Hinkende hatte diese Erklärungen mit lebhafter innerer Bewegung vorgetragen. Derartige Dinge waren noch nie am Stammtisch im „Löwen“ besprochen worden, aber nun hatten sie aufmerksame Zuhörer gefunden.

„Unser Ort“, sagte der Löwenwirt mit behäbigem Stolz, „ist durch die Ausgrabungen im ganzen Land berühmt geworden. Von weither kamen Gelehrte, und ich hab' manche Gesellschaften und Vereine drüben in meinem kleinen Saal gehabt. Sie haben dem Professor zugehört, der die Ausgrabungen leitet, und sie haben darüber lang diskutiert, daß ich gemerkt hab', es gibt doch viel Sachen, von denen unsereiner fast nichts weiß. Jetzt ist mir manches Licht aufgegangen, denn der Herr Professor hat drüben in dem kleinen Saal einen Schrank aufgestellt mit einem Teil der Sachen aus den Germanengräbern. Die wichtigsten Fundstücke sind ja schon in die Hauptstadt gebracht worden in die Sammlung für Vorgeschichte. Was wir hier haben, wird vielleicht der Anfang sein für das Heimatmuseum, das unserm Ort noch fehlt . . .“

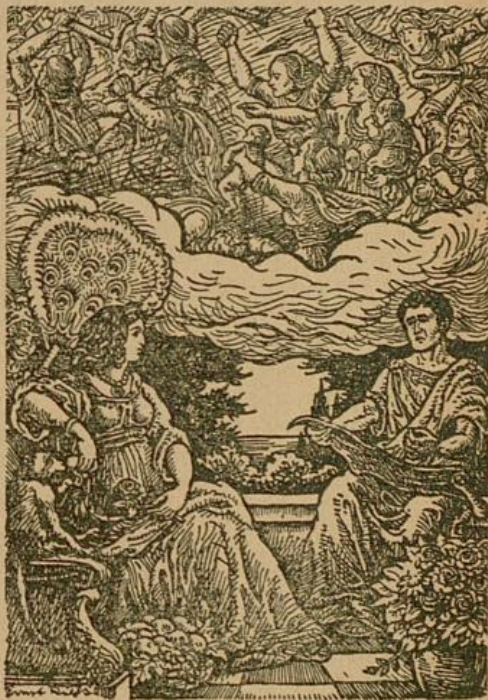
„Aber nimmer lang!“ warf der Bürgermeister ein, „die Sache ist schon beschloffen. Es ist mir schon eine ganze Anzahl von alten Sachen, Urkunden, Bildern, alten Geräten, Möbeln, Trachten und Waffen in Aussicht gestellt worden für das Museum, und der neue Herr Lehrer wird es einrichten drüben im Rathaus.“

„Bravo!“ rief da der Hinkende, und sein Beifall fand in der Tafelrunde lebhafteste Zustimmung. „Es wird mir eine Freude sein, euer Museum anzuschauen, wenn ich wieder komme. Museum ist aber ein viel zu hochtöniges Wort; warum nennt ihr's nicht „Heimattube“ und richtet es ganz gemütlich ein, daß sich manchmal eine kleine Gesellschaft drin versammeln kann zum Singen oder zum Geschichtenerzählen? So hab' ich's einmal drüben im Bayrischen getroffen. Aber, Löwenwirt, können wir etwas von den Sachen sehen aus dem Schrank des Herrn Professors?“

„Zawohl, ich hole sie herüber. Der Professor wird sich freuen, wenn er er-

fährt, daß der Hinkende sich mit diesen Sachen beschäftigt und sogar im „Löwen“ eine Standrede darüber gehalten hat. Es liegt ihm viel daran, daß die Leute im Land herum wissen, was für wichtige und wertvolle Sachen in unserem Heimatboden drin stecken.“

Während der Löwenwirt hinausgegangen, ging ein lebhaftes Hin- und Herreden um den Tisch herum. Die alten Germanen standen im Mittelpunkt der allgemeinen



Berühmte Römerin läßt sich aus Tacitus vorlesen.

Aufmerksamkeit, und der Hinkende mußte dem Schmiedgaver erklären, daß vor anderthalb Jahrtausenden es schon richtige tüchtige Bauern und einen ausgedehnten Ackerbau gab. Der Schmiedgaver hatte geglaubt, die ganze Gegend sei mit Urwald bedeckt gewesen, und die Germanen hätten in diesem wilden Wald gewohnt.

„Nur zur Jagd, und wenn er der geahnten Gottheit nahe sein wollte, ging der Germane in den Wald“, sagte der Hinkende. „Von den Wohnungen unserer Vorfahren weiß man ja heute nicht viel, weil sie in Holzhäusern wohnten und davon fast

nichts sich erhalten hat. Aber sicher ist es, daß die germanischen Bauern nicht in Dörfern, sondern in einzelnen Höfen haften.“

Der Löwenwirt brachte auf einem Brett, mit dem sonst die lederen Schüsseln und Platten der Frau Löwenwirtin den Gästen serviert wurden, eine Anzahl Schachteln, gut ein halbes Duzend, herein und stellte sie auf den Tisch.

In der ersten Schachtel, die der Hinkende öffnete, lagen einzeln in kleineren Behältnissen sonderbare Steinstücke und einige Scherben, ganz unscheinbare Sachen, von denen man glauben konnte, sie seien irgendwo von einem Schotterhaufen aufgelesen. Ein Zettelchen lag dabei. Der Hinkende las es und nickte: „Dies sind Sachen aus der Steinzeit, meine Herren; sie sind drüben am Ettersberg gefunden worden, wie hier darauf steht; sie stammen also nicht von den Ausgrabungen am Heidenweg. Das sind uralte Stücke, vielleicht schon 5000 Jahre alt oder noch älter. Auf tausend Jahre kommt es nicht an, wenn man das Alter solcher Sachen schätzt. Dies hier ist ein Messer aus Feuerstein, diese bröckeligen Scherben sind Stücke von einem Tongefäß aus der Steinzeit. Von den Menschen dieser Zeit wissen wir fast nichts. Sie kannten noch kein Metall, ihre Geräte waren aus Stein, Horn oder Bein.“

„Vor solchen alten Sachen wird einem ganz merkwürdig zu Mut“, sagte der Wagnerkarle, „wenn man denkt, wie die Menschen ausgesehen haben werden, die diese Sachen einst in der Hand hatten. Aber wo ist denn das Steinmesser?“

„Hier“, sprach der Hinkende und ergriff ein unscheinbares graugelbes Steinstück.

„O je!“ rief der Schmiedgaver. „Das soll ein Messer sein?“

„Ja, das ist ein Messer. Ihr denkt, es fehle ihm der Griff? Einen solchen gab es wahrscheinlich nicht. Glaubt ihr vielleicht, mit dem könne man nicht gut schneiden?“

Der Hinkende schlug die Zeitung auf, die auf der Holzplatte des Tisches lag und und schnitt mit dem Steinmesser durch einige leichte Schnitte ein viereckiges Papierstück sauber heraus.

„Schneidet das nicht besser als manche

Stahlklinge? Das Messer ist gut seine 5000 bis 6000 Jahre alt!

Wir wissen ja wenig über die Menschen der Steinzeit, weil außer ihren Steinmessern, Steinbeilen und Hämmern fast alles im Lauf der Jahrtausende zerstört wurde. Die Scherben von Steinzeittöpfen geben beim Anschlagen, wie ihr hört, einen klanglosen Ton und sind leicht zerbrechlich. In späteren Zeiten, in der Bronze- und Eisenzeit, hat man dann verstanden die Tongefäße härter zu brennen; ihr werdet aber merken, daß sie immer noch weicher sind als die Tonscherben von heute . . .“

Die Stücke aus der Steinzeitschachtel wurden von der Tafelrunde fast andächtig betrachtet. Der Bachhuber erlaubte sich den Spaß, mit dem Feuersteinmesser die Spitze einer Zigarre abzuschneiden und sagte: „Ich hätt' es nicht geglaubt, daß solch ein Steinmesser zu so etwas taugt! Die alten Germanen haben freilich noch nicht geraucht . . .“

„Ob die Hersteller dieser Steinmesser und Pfeilspitzen aus Stein Germanen waren, das ist eine Frage für die Gelehrten“, bemerkte der Hinkende. „Das erste Auftreten der Germanen ist bisher nicht früher als um das Jahr 1800 vor Christus festzustellen gewesen, und man weiß, daß das germanische Volk hervorgegangen ist aus einem Urvolk, das die Wissenschaft indogermanisch oder arisch genannt hat. Die Heimat dieses Urvolkes war an den Küsten der Ostsee . . .“

„Anno 1800 vor Christus?“ fragte der Wagnerkarle. „Dann kann also unser Volk auf mehr als dreieinhalb Jahrtausende zurückblicken! Haben die Germanen von Anno 1800 vor Christus also keine Steinmesser mehr gehabt, sondern richtige wie wir?“

„Langsam, Wagnerkarle! Solinger Stahlwaren gab es damals, bei den frühesten Germanen noch nicht. Es war aber in jener Zeit schon die Bronze entdeckt worden, eine Metallmischung aus neun Teilen Kupfer und einem Teil Zinn. Sicherlich war die Bronze zunächst ein so kostbarer Artikel, daß noch viele Werkzeuge und Messer aus Stein und Horn oder

Bein benutzt wurden. Vor einigen Wochen hat mich ein waderer Buchbinder belehrt, daß es auch heute noch Werkzeuge aus Stein und Horn oder Bein gibt, er zeigte mir den aus Achatstein geschliffenen Glätzahn, mit dem er den Goldschnitt der Bücher poliert, und sein Falzbein aus Knochen. Ja, wir hängen mehr als wir meist denken, mit den vergangenen Zeiten

zusammen! Viele Gelehrte haben die Bronzezeit das goldene Zeitalter der Germanen genannt, und wenn man die Sachen sieht aus jener Zeit, dann versteht man diesen Ausspruch.

Wenn man in den Sammlungen in der Stadt die Dinge anschaut, die aus jener Zeit stammen — die

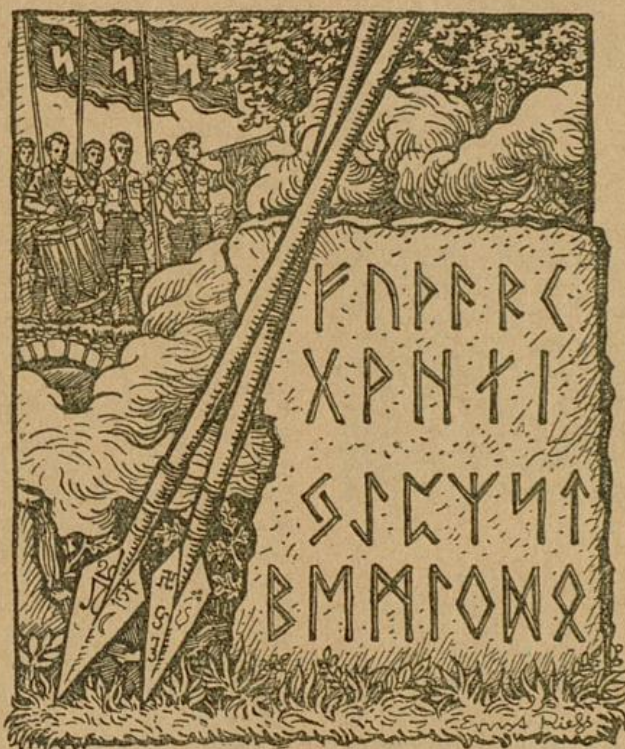
Bronzezeit ging etwa ums Jahr 800 vor Christus in die Eisenzeit über — dann wächst unsere Achtung vor unseren Vorfahren. Meistens stellt man sich ein

alten Germanen vom Jahre 1000 vor Christus als einen in Felle gekleideten mit Stierhörnern geschmückten, speertragenden „Wilden“ vor. Aber ganz anders sahen die Germanen der Bronzezeit in Wirklichkeit aus! Die Männer trugen einen ärmellosen Kittel aus gewebtem Zeug, darüber einen Umhangmantel, der unter dem Kinn durch eine Art Schließe zusammengehalten wurde. Auf dem Kopf eine dicke Wollmütze, an den Füßen lederne Schuhe. Am Gürtel trug der Mann das Schwert oder einen Dolch oder auch eine Streitaxt, und diese Waffen sind technisch

und künstlerisch ganz hervorragend gemacht. Früher hat man geglaubt, diese Dinge hätten die Germanen durch Tauschhandel von südlichen und östlichen Völkern erhalten. Das ist aber nicht richtig, denn man hat in Deutschland auch Gußformen und halbfertige Stücke gefunden. Die Frauen hatten eine kurze Jacke mit halblangen Ärmeln und einen Rock, der durch

einen Gürtel über den Hüften festgehalten wurde. In einem Haarnetz trugen die Frauen ihr halb lang geschnittenes Blondhaar.

Die Bubliköpfe von heute waren also schon vor dreitausend Jahren einmal da! Ueberhaupt hatten diese prächtigen Germanen der Bronzezeit allerhand Dinge, aus denen man ersehen kann, wie falsch es war, wenn man sie sich als wilde Waldmenschen vorstellte; es gab da feinverzierte Rasiermesser und Haarpinzet-



Runen. — Die Zeichen bedeuten: f u t h a r k ; g w h n i ; j e p a s t ; b e m l n g s t o .

ten. Das sind kleine Zängchen zum Ausrupfen störender Barthaare. Herrliche Fibeln, das heißt Broschen zum Zusammenhalten der Gewänder, kann man heute noch bewundern. Aber am meisten staunt man über jene merkwürdigen Musikinstrumente, die man Luren nennt. Das sind gewaltige Blashörner, der Posaune und dem Waldhorn im Ton ähnlich, die von den alten Germanen wahrscheinlich bei gottesdienstlichen Handlungen verwendet wurden. Man bekommt den Eindruck, daß diese Epoche eine Zeit des Wohlstandes

und hoher Kultur war; aber man weiß leider nichts von den großen Persönlichkeiten dieser Jahrhunderte, und nichts von den Unternehmungen und Schicksalen des Volkes während dieser Zeit. Vielleicht lebten damals Männer, die als Führer und Hel-



Eurenbläser.

den, als Künstler und Dichter zu den größten Persönlichkeiten der germanischen Geschichte gehörten, ihren Namen aber meldet kein Lied, kein Heldenbuch. Sie sind verfunken und vergessen . . . Oder? Was mein Ihr, Bürgermeister? Soll man nicht glauben, daß in uns, in unseren Adern noch von ihrem Blute fließt?"

Nachdenklich nickten die Köpfe der Tafelrunde bei diesem Gedanken.

„Draußen auf dem Aker am Heidenweg sind auch allerhand Sachen aus Bronze ausgegraben worden. Man kennt sie am Grünspan. Aber dabei sind auch viele eiserne Waffen und Geräte“, warf der Schneidernaz ein.

„Ja freilich“, entgegnete der Hinkende und deutete auf die Schachteln mit den Fundstücken vom Heidenweg, „die Leute, die dort draußen begraben sind, die lebten in der Eisenzeit. Da war inzwischen auch das Klima schlechter geworden, und das Eisen eignete sich weniger zu

kunstvoller Bearbeitung als die Bronze, darum machen diese Ueberreste nicht den Eindruck wie die Dinge aus der „goldenen“ Bronzezeit, in der die Germanen durch einen blühenden Bernsteinhandel ein reiches Volk gewesen waren. Die Bronze stand aber noch während der ganzen Eisenzeit, die etwa von Anno 800 vor Christus bis etwa Anno 1200 nach Christus dauerte, hoch in Ehren und wurde besonders bei heiligen Handlungen, bei denen man auch noch Steingeräte benutzte, verwendet. Auch für Schmucksachen blieb die Bronze beliebt. Hier ein eiserner Fellschaber, ein Spinnwirtel, eine Fleischgabel, und dann diese wundervollen Fibeln und Spangen! Seltsame Verzierungen sahen wir da, Tiergestalten, die zeigen, was für eine reiche Phantasie der Künstler damals hatte; eine bekannte Werkstätte für edeln Schmuck, die Württembergische Metallwarenfabrik in Geislingen, hat diese köstlichen Muster von Spangen und Broschen genau nachgebildet und mit diesen schönen Stücken großen Erfolg erzielt! Leider fehlt in unserer Sammlung noch etwas Wichtiges: ein Schwert. Es sind alle gefundenen Stücke in die Stadt gebracht worden, aber hier haben wir wenigstens einige Photographien von den geöffneten Gräbern. Ihr habt wahrscheinlich das, was diese Photographien zeigen, draußen in der Wirklichkeit gesehen, und werdet bemerkt haben, daß es damals zweierlei Schwert gegeben hat, das große zweischneidige Langschwert, das Spatha genannt wird, und das weitverbreitete Kurzschildschwert, der Sax. Diese Waffe hatte nur eine Schneide und einen breiten kräftigen Rücken. Etwas Aehnliches gibt es ja auch heute noch, aber freilich nicht als Waffe, sondern als ein Messer für den Hausgebrauch, mit dem man Astwerk zerkleinern oder Pfähle spitzen kann. Hierzulande nennt man ein solches Messer heute noch Sässi, das heißt also „kleiner Sax“. Ist es nicht geradezu ergreifend, diese Toten in ihrer Grube liegen zu sehen, neben sich das Schwert? Was für prächtige Kerle waren das doch, diese Männer, die sogar im Grabe noch ihre Waffe neben sich hatten! Bauern vom Stamm der Ale-

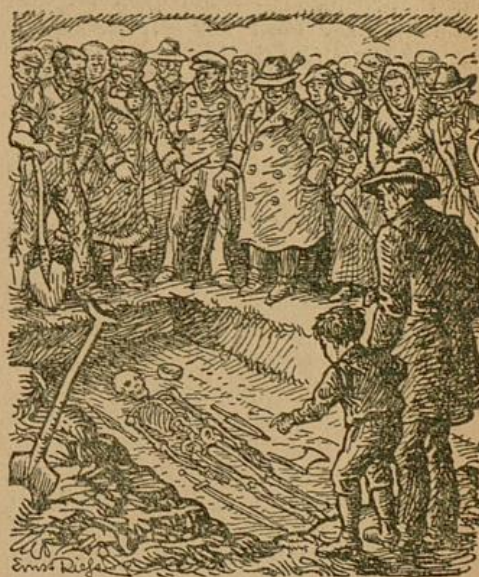
mannen waren es, die zugleich Krieger waren! Wie armselig kommen wir uns vor, die wir vor den Gräbern dieser Schwertmänner stehen mit unseren Regenschirmen! Und doch sind ja auch in unseren Reihen tapfere Helden, die im Weltkrieg ihr Leben einsetzten für Heimat und Volk. Wäre es nicht schön, wenn auch wir unsere Krieger im Schmutz des Stahlhelms mit Koppel und Seitengewehr ins Grab legten? Für die Leute von Anno 500 nach Christus war es oft ein schweres Opfer, ihren Toten solche wertvolle Gaben und besonders diese prächtigen Schwerter, auf die jeder Mann stolz war, mitzugeben. Die Dinge, die man in den Gräbern fand, sind zugleich ein Zeichen dafür, daß man damals tief durchdrungen war von dem Glauben an ein Leben im Jenseits, und daß man die Eltern und die Ahnen ehrte . . .“

Nach einer nachdenklichen Pause fuhr der Sinkende fort: „Draußen am Heidenweg ist früher ein ganzer Friedhof gewesen, von dem man jetzt erst einen Teil ausgegraben hat. Und da hat man gerade an den Beigaben oft erkennen können, wer der Tote war. Man hat ja damals wahrscheinlich die Toten sippenweise beerdigt, das heißt nach Blutsverwandtschaften geordnet, und jetzt kann man noch an den Beigaben erkennen, ob es sich bei einem Toten um das Haupt der Sippe handelt, oder um einen freien Gefolgsmann oder um einen Knecht. Die Gräber der Sippenhäupter und die ihrer Frauen zeichnen sich durch reiche Beigaben aus, die freien Gefolgsleute bekamen nur ihre Waffe mit ins Grab, die Gräber der Knechte sind ohne Beigaben . . .“

„Ja, die Gräber dort draußen erzählen allerhand von den Alten . . .“, bemerkte der Löwenwirt und griff nach einer der Schachteln mit den Fundstücken. „Der Herr Professor hat es mir erzählt, was es mit diesem Ding für eine Bewandnis hat . . .“ Er nahm vorsichtig eine unscheinbare, graugrün schimmernde Glasschale von der Größe einer Kaffeetasse aus der mit Watte ausgelegten Schachtel und stellte sie auf den Tisch. „Unserer“, so fuhr der Löwenwirt fort, „hätte wohl nie

herausgebracht, was diese Schale zu bedeuten hat. Aber die Leute, die sich auf diese Sachen verstehen, haben untersucht, was in dem Gefäß drinnen war. Obwohl es ganz mit Erde gefüllt war, fand man Ueberreste von Wachs, Harz und Spelz darin, und man konnte nun annehmen, daß das ein Medikament, eine Heilsalbe, gewesen war. Ja, und dann hat man die Knochenüberreste des Toten genau angeschaut, und man konnte dabei feststellen, daß er an schweren Kriegswunden gestorben war. Am Schädel konnte man eine breite Verletzung noch sehen, die nicht verheilt war, ebenso an den Rippen, am Arm und am Oberschenkel . . . Das war ein tapferer Held gewesen! Aber das Gefäß mit der Heilsalbe? Es ist nicht schwer zu erraten, was es bedeutet. Man hat ihm dies Medikament mitgegeben ins Jenseits, damit er dort seine Wunden heilen könne . . .“

„Das ist für mich wieder etwas Neues, Löwenwirt!“ sprach der Sinkende und war



Germanengrab.

von innerer Anteilnahme bewegt. „Wer kann das hören, ohne gerührt zu werden! Und muß man nicht staunen darüber, was einem diese ausgegrabenen Sachen alles erzählen? Sogar von dem, was die alten Germanen sich vom Leben nach dem Tod

gedacht haben, hat man jetzt etwas erfahren! Und das sollten heute alle Leute im Land herum wissen, daß es sich bei diesen Grabungen und Fundstücken darum handelt, die Geschichte unserer Heimat und ihrer Bewohner aufzuklären, und nicht darum, Sachen für ein Museum zu finden! Auch ich, der Hinkende, mache überall, wo ich hinkomme, die Leute darauf aufmerksam, daß sie achtgeben sollen auf solche Sachen. Beim Arbeiten auf dem Felde, in Kieslöchern, Steinbrüchen, oder beim Ausheben von Baugruben für neue Häuser kommen oft solche Stücke zum Vorschein. Schon sehr viel Wichtiges ist zerstört worden oder verloren gegangen, weil niemand gemerkt hat, daß es sich um etwas gehandelt hat aus ganz alter Zeit, von der man nur wenig weiß. In euerem Ort kennt sich jetzt wohl jeder aus, aber anderswo hat man noch nichts von solchen Dingen erfahren und kümmert sich nicht um das, was man etwa aus einem neugegrabenen Rübenschloß zu Tage gefördert hat, wenn es nicht etwa alte silberne Taler oder goldene Dukaten sind, — aber so etwas findet sich in hundert Jahren höchstens einmal. Man sollte auch auf ganz Unscheinbares achten, auf merkwürdig geformte Steine, denen man ansieht, daß sie von Menschenhand bearbeitet wurden. Dann auch auf alle altertümlichen Gefäße, tönernen Scherben, grünspanige Sachen, rostige Eisenstücke, Knochen von Menschen und Tieren. Besonders wichtig sind natürlich aufgefundene Gräber. Diese sollte man sofort beim Bürgermeister oder auch beim Lehrer anmelden, damit die Funde rechtzeitig, bevor etwas verdorben wurde, oder verloren ging, geborgen werden können. Oft denken die Leute, die gefundenen Skelette seien noch gar nicht so alt,

und halten sie für Ueberreste von Franzosen, Oesterreichern, Russen oder Schweden, für Knochen von gefallenen oder an Seuchen gestorbenen Soldaten aus den letzten zwei oder drei Jahrhunderten. Auf solche „Meinungen“ aber soll man nichts geben, denn nur ein erfahrener Fachmann ist berufen, darüber zu entscheiden. Es ist wichtig, daß von dem scheinbar unbedeutenden Fund immer Meldung gemacht wird. Das haben mir die Herren, die mit diesen Sachen zu tun haben, immer wieder ans Herz gelegt.“

Der Bachhuber hatte gespannt zugehört. Nun schien ihm ein wichtiger Gedanke zu kommen, er nahm seine Zigarre aus dem Mund und sprach: „Wie steht es aber mit dem, was man aus dem Boden herausgräbt? Es sind doch manchmal wertvolle Sachen dabei. Wem gehören die?“

Der Bürgermeister schien auf diese Frage gewartet zu haben. Er nahm erst einen kleinen Schluck, dann erklärte er: „Bachhuber, Ihr denkt, vielleicht könnt' man eines Tages eine Kiste voll Goldsachen aus Eurem Acker ausgraben. Ich möcht' es Euch wünschen! Aber meistens haben die Sachen, die im Boden gefunden werden, nur einen geschichtlichen Wert, das heißt, sie sind allein für die Gelehrten wichtig. Darum sollte keiner daran denken, daß er mit den alten Sachen, die er aus seinem Acker herausholt, ein Geschäft machen könnt'. Das wäre eine falsche Spekulation! Eigentlich sind alle diese Fundstücke nationales Gut, das in eine öffentliche Sammlung gehört und sicher kommt auch bald ein Gesetz heraus, das dies ausspricht.“

„Das ist doch selbstverständlich!“ unterbrach ihn der Wagnerkarle, „wer wird ein Geschäft machen wollen mit dem, was aus den Gräbern unserer Vorfahren stammt!“

„Da habt Ihr ein gutes Wort gesprochen, Wagnerkarle! Was hätte das alles für einen Wert, wenn wir nicht mit größter Pietät, mit Ehrfurcht diese Dinge betrachten würden, die von unseren verstorbenen Vorfahren stammen. Ein Volk, das seine großen Ahnen nicht ehrt, ist dieser Ahnen nicht wert!“

Die Sorge der Regierung gilt dem aufrichtigen Zusammenleben zwischen Kirche und Staat; der Kampf gegen eine materialistische Weltanschauung, für eine wirkliche Volksgemeinschaft, dient ebenso den Interessen der deutschen Nation wie dem Wohle unseres christlichen Glaubens.

Gitter: Reichstagsrede v. 23. März 1933.